

Von Künsnacht nach Kakanien¹

Als mir im Herbst 1976 eine Flötenkollegin das Inserat zeigte – einen kleinen Zeitungsausschnitt: «Für das Orchester der Wiener Staatsoper (Wiener Philharmoniker) wird gesucht eine Flöte» – ahnte ich nicht, was für mich daraus werden sollte. Anfang 1976 hatte ich mein Flötenstudium bei André Jaunet in Zürich abgeschlossen, im Sommer folgte das Schlußdiplom für Mathematik an der ETH, und nun hatte ich eben eine halbe Hilfsassistentenstelle an der ETH und eine Hilfslehrerstelle an der Kantonsschule Stadelhofen angetreten. Ich schob die Entscheidung, ob ich Mathematiker werden sollte oder Musiker, vor mir her, oder besser gesagt, ich überließ sie dem Schicksal, das mich mit diesem Inserat nach Wien führte. Ich folgte der Einladung zum Probespiel und erhielt eine Stelle im Orchester der Wiener Staatsoper.

Das Orchester

So saß ich am 1. September 1977 zum ersten Mal vor der Piccolostimme der «Tosca» und lernte in den folgenden Tagen Abend für Abend eine neue Oper kennen, meistens ohne vorherige Probe gleich in einer Aufführung. Das Orchester der Wiener Staatsoper, hervorgegangen aus jenem der k. und k. Hofoper, ist heute eines der Orchester des österreichischen Bundestheaterverbandes, der die vier Bühnen Staatsoper, Volksoper, Burgtheater und Akademietheater verwaltet. Berühmt geworden ist das Staatsopernorchester durch seinen «Freizeitverein», der noch auf Hofopernzeiten zurückgeht. Er wurde mit dem Zweck gegründet, Orchesterkonzerte zu veranstalten und die Musiker sozial abzusichern, und trägt den Namen «Wiener Philharmoniker».

Der Verein

Dieser Verein nahm mich nach der üblichen dreijährigen Wartezeit als bisher einzigen Schweizer in seiner 150jährigen Geschichte in seine Reihen auf. An der Arbeit im Orchester, die außer der Oper in Abonnementskonzerten, Platten- und Fernsehaufnahmen und Tourneen im Ausmaß von ungefähr vierzig Tagen pro Jahr sowie den sechs Wochen Salzburger Festspiele im Sommer besteht, an dieser Arbeit ändert sich durch die Aufnahme in den Verein nichts. Abgesehen vom gesellschaftlichen Prestige, das einen als Schweizer immer wieder überrascht, erhält man nun die Möglichkeit, am Vereinsleben teilzunehmen, über Verträge und Dirigenten, Anfragen und Projekte zu beratschlagen und natürlich zu wählen und sich wählen zu lassen. Aus den Vereinsmitgliedern wird nämlich ein Verwaltungsausschuß gebildet, der aus einem Vorstand, einem Geschäftsführer sowie zehn weiteren Musikern besteht, von denen fast jeder für einen bestimmten Bereich zuständig ist wie Kasse, Kartenverwaltung, Notenarchiv u.s.w. Noch heute

¹ Von Robert Musil in seinem Buch «Der Mann ohne Eigenschaften» erfundener Name für seine österreichische Heimat.



Einzigster Schweizer in der 150jährigen Geschichte der Wiener Philharmoniker: der Küssnacher Dieter Flury.



Das Wiener Musikvereinsgebäude, berühmt durch die weltweite Übertragung des Neujahrskonzertes der Wiener Philharmoniker aus dem «Goldenen Saal».

werden die Wiener Philharmoniker – mittlerweile ein Unternehmen mit einem Jahresumsatz von ungefähr 25 Millionen Schweizerfranken – von diesen Musikern mit lediglich fünf Angestellten (Sekretariat, Buchhaltung) verwaltet.

In den letzten Jahren ist es den Wiener Philharmonikern gelungen, in den Weltzentren London, Paris, Berlin, New York und Tokyo mit je drei Konzerten pro Jahr präsent zu sein. Damit ist wohl die Antwort auf jene Frage vorweggenommen, die einem steirischen Orchesterkollegen in seinem Heimatdorf tatsächlich einmal gestellt worden ist: »Also am ersten Jänner, da spielt ihr das Neujahrskonzert, und was macht ihr denn so das Jahr über? Da übt ihr wohl aufs nächste?!« So wie die Pfarrer nur am Sonntagmorgen arbeiten, spielen wir nur am Neujahrstag. Aber eben, in beiden Fällen ist es nicht ganz so!

Über Wien ...

Soviel zum Beruf, der mich mit meiner Frau vor fast zwanzig Jahren nach Wien geführt und uns im hinterarlbergischen Kakanien hat heimisch werden lassen, wie fast sieben Jahrhunderte vor uns die Habsburger. Wesentlich dazu beigetragen haben unsere vier zwischen 1979 und 1988 geborenen, mittlerweile gar nicht mehr so kleinen Wiener. Heimisch werden ist wie einen Menschen näher

kennenzulernen: Die Guten und die Schlechten säuberlich auseinanderzuhalten wird immer schwieriger, je näher die Vertrautheit wird. Unsere Deutschschweizer Verlässlichkeit – ja heißt ja und nein heißt nein –, die fehlt einem auf dem Balkan, der laut Metternich auf der Landstrasser Hauptstraße im dritten Wiener Gemeindebezirk beginnt. Aber «Das geht nicht» ist nie als Schluß einer Verhandlung gemeint, sondern als Überleitung zum besonderen Falle, wo «nur für Sie und ganz ausnahmsweise» Unmögliches möglich werden kann. In Amerika sei alles erlaubt, was nicht verboten sei, in Deutschland alles verboten, was nicht erlaubt, in Österreich ist alles erlaubt, was verboten ist. Oft und gern ist mir erklärt worden, Zürich sei zwar vielleicht doppelt so groß wie der Wiener Zentralfriedhof, aber sicher nur halb so lustig. Wo sonst einigt man sich mit seinem Wohnungsvermieter auf einen Mietvertrag, um sich dann erklären zu lassen: «So, den unterschreiben wir jetzt nicht.» «?» «Sonst werden die Vertragsgebühren fällig». «Aha». «Ja, und jetzt unterschreiben wir ihn doch». «???» «Denn wann ma jetzt streitert werden, dann zahl' ma halt die Strafgebühren, aber wir haben was in der Hand. Und das hält uns vielleicht vom Streiten ab.»

... und seine Seele

Überhaupt tua ma ned gern streiten. Wir haben ein großes Harmoniebedürfnis und sagen lieber, es woa nix. So kann man sogar Waldheim werden. Es mag zwar verlogen sein, aber so kann man das auch wieder nicht sagen, denn wir glauben ja selber, was wir aus reinem Herzen bekennen, nachdem wir Unliebsames in unzugänglichere Schichten unserer vielschichtigen Seele abgeschoben haben. Wie wirklich die Wirklichkeit wirklich sei, hat schon mehr als ein Österreicher bezweifelt, das Unbewußte entdeckt oder in einer Weise spürbar gemacht, wie es für mich keinem anderen Volk gegönnt war. In der Musik sind es die Österreicher Mozart, Schubert und Berg, die mir die Seele berühren in einer Direktheit, wie es auch in Sternstunden wie einer Matthäuspassion oder einer Beethoven-sonate nicht geschieht. Deren Größe «lobt Gott und recreiert einem das Gemüth», zieht einen vielleicht hinan, bei jenen geht es um den Menschen. Und Wien wäre nicht Wien, wenn es nicht Haydn, Joh. Strauß jun. und Gustav Mahler gegeben hätte, die in vergleichbarer Genialität mit jeweils ähnlichen Mitteln und doch völlig anders Mozart, Schubert und Berg beleuchten und bereichern.

Von Hofmannsthal und Musil bis Doderer und Herzmanovsky-Orlando haben zahlreiche große Geister versucht, all jenen den Wiener zu erklären, die von diesem durch eine gemeinsame Sprache getrennt sind. Der geneigte Leser der Küsnachter Jahrbefte mag dem Autor dieses Versuches ebendiesen nachsehen, dem seine eigene Version anzufügen, die sich vielleicht in Lotte Lehmanns Antwort auf die Frage zusammenfassen läßt, wie sie als «Zugereiste» sich in Wien fühle: «Wissen Sie, Wien ist wie ein viel zu heißes Bad. Am Anfang tut's überall weh, und mit der Zeit wird man so wohlig entspannt, daß man gar nicht mehr 'raus möcht'».

Dieter Flury